



immer schon in den Hügeln und Bergen, wo sie vor Angriffen sicher war: Schlupfloch und zugleich Wachposten. Das Meer bedeutete Gefahr, von dort aus rückten die Eroberer an. »*Chì tu vaga in mare*«, heißt es in Korsika, »Geh ins Meer« oder besser: »Fahr zur Hölle«.

Die Eindringlinge ließen sich an der Küste und in den Ebenen nieder, geplagt von Moskitoschwärmen und der Malaria. Noch ein weiterer Grund, die frische Bergluft zu suchen. Damals entstanden die Siedlungsstrukturen, wie man sie bis heute kennt: keine Einzelhöfe, sondern dicht gedrängte, auf Felsnasen und Bergrücken gesetzte Häuser, die sich aneinander lehnen und stützen. Das solide Fundament für ein bereitwilliges Miteinander. *Aiutu*, Hilfe: Ein Wort nur, doch es ist das Gerüst, auf dem die Gesellschaft ruht. Jeder hilft jedem, jeder steht für den anderen ein, ein stiller Pakt zwischen Frauen und Männern, Familien und Dorfgemeinschaft, zwischen den Tälern.

Natürlich gab es Streit in einem so engen *paese*. Aus der Umklammerung der Clans und Sippen zu fliehen war schwierig, eine zu ausgeprägte Individualität nicht erwünscht. Nach außen hin bewies man Einigkeit und Stärke, um Feinde abzuwehren und sich gegen eine Natur zu wappnen, die jeden Einzelnen vor Herausforderungen stellte. Die Bauweise, die sich in Korsika entwickelte, ist ein Spiegel dieser Haltung, in der Misstrauen, Vorsicht und Scharfblick stecken. »Zwischen ihm und dem Menschen, der sich anspruchslos und verschlossen zeigt, ist mehr als überall anderswo: Identität, stillschweigende Harmonie und Strenge – in der inneren Kraft und in der *virtù*, dem Charakter«, beschreibt es die korsische Schriftstellerin Marie Susini, die selbst in einem kleinen Dorf geboren wurde, überaus treffend.

In der Castagniccia schlossen sich häufig sechs bis sieben Gebäude zu einer Ortschaft zusammen, in der man sich Backofen, Brunnen und Mühle teilte. Die Häuser wuchsen in fünf bis sechs Etagen aus dem Fels: unbezwingbare Festungen, oft auch Türme, mit unverputzten Mauern, das flache Satteldach mit lose aneinandergereihten Schieferplatten gedeckt. Holz verwendete man nur für den Dachstuhl und für die Türen und schmalen Fenster, die Hitze und Kälte aussperren sollten. Im Keller lagen der Stall und die Wirtschaftsräume. Über eine Außentreppe gelangte man in die Stockwerke mit den Schlafzimmern der Familien. Ganz oben schlug das Herz des Hauses, die *sala*. Dort traf man sich beim *fucone*, dem offenen Herd. Direkt darüber war eine Öffnung in die Decke eingelassen. Auf diese Weise wurden die im Dachgeschoß aufgehängten Würste und Schinken geräuchert und Kastanien getrocknet.

Dass zwanzig oder dreißig Menschen aller Generationen unter einem Dach lebten, war nicht ungewöhnlich. Heute zählt man in der Castagniccia nur etwa sechs Bewohner pro Quadratkilometer. Wie in der Sahara, so Joseph Orsolini lakonisch. Früher zogen sich Terrassen bis in Höhen von tausend Metern, fruchtbare Felder und Äcker für Weizen, Hafer und Gemüse. Mittlerweile sind die in Trockenbauweise errichteten Stützmauern eingestürzt, Macchia und Wald haben das Kulturland überwuchert. Ende des 19. Jahrhunderts, als zunehmende Mengen Weizenmehl eingeführt wurden und sich dadurch die lokalen Ernährungsgewohnheiten änderten, begann der Abstieg der Castagniccia. Die Insel war nicht autark, die Importe nahmen zu. Armut beschleunigte den Exodus Richtung Festland und Übersee. Der Erste Weltkrieg schlug eine noch tiefere Wunde. Frankreich rekrutierte unverhältnismäßig viele Korsen, sogar Väter mit großer Kinderschar wurden auf

die Schlachtfelder geschickt. Etwa dreißigtausend Männer – die genauen Zahlen differieren je nach Quelle – kamen in den Gefechten um. Die Spanische Grippe von 1918 blutete Korsika weiter aus, eine Agonie, von der man sich nicht erholt hat.

Die Gesetze der Franzosen, so Joseph Orsolini, beschleunigten den Niedergang der Dörfer. Ursprünglich blieben Hab und Gut in einer Hand, denn der älteste Sohn übernahm Ställe und Gehöft. Das neue egalitäre Erbrecht führte dazu, dass die Besitzverhältnisse komplizierter sind denn je. Es gibt Häuser, deren Eigentum in bis zu hundert Einzelteile zersplittert ist. Sofern die Erben überhaupt identifizierbar und auffindbar sind. Sich da zu einigen und über Familienfehden hinwegzusehen, wenn Reparaturen anstehen, ist unmöglich. Also lässt man die Gebäude verfallen. Inzwischen sind auch die meisten Kirchen und Kapellen geschlossen, und die Kunstschatze, die sie bergen, vor der Öffentlichkeit versteckt. Niemand ist da, der für sie sorgen könnte, und auch kein Geld, um sie für die Nachwelt zu bewahren. Das künstlerische Selbstbewusstsein ist bescheiden, meint Joseph Orsolini, in den vergangenen zweihundert Jahren haben sich die Maler Richtung Festland orientiert und die Verbindung zu ihren Wurzeln verloren. Frankreich hat die korsische Kunst nie wertgeschätzt und damit das Selbstwertgefühl der Bevölkerung beschädigt. Entsprechend wenige sakrale Bauwerke wurden restauriert: Die Fresken der Kirchen von Murato, Aregno oder San Quilico sind Kleinodien romanischer Kunst und Zeugnisse des Austauschs mit den Malern und Bildhauern der Toskana oder Liguriens.

Joseph Orsolini ist zerrissen, wie fast alle seiner Landsleute. Seine Frau ist eine Elsässerin, die als junge Lehrerin auf die Insel übersiedelte. Liebe auf den ersten Blick: die oder keine. »Die Französinen sind einfach hübscher als die Korsinnen«, befindet er und lächelt schelmisch. Innerhalb der Familie wurde Französisch gesprochen, was er bedauert. Wenn die Kinder nicht von klein auf mit dem Korsischen vertraut sind, verschwindet es. Da helfen auch die Bestrebungen wenig, die Sprache in den Schulen zu verankern und sie via Universität und wissenschaftliche Wörterbücher am Leben zu erhalten. Zu spät, meint Joseph, Frankreich hat zu vehement darauf gedrängt, die lokalen Eigenheiten aufzuheben.

Natürlich haben seine drei Kinder viel von seiner Leidenschaft für die einheimischen Traditionen mitbekommen. Doch sie stehen zwischen den Kulturen. Beide Söhne haben in Frankreich studiert. Der jüngere ist Informatiker und fliegt regelmäßig aus Paris zu Eltern und Freunden zurück. Ganz anders sein Bruder: Stephane hat sich als Architekt in Berlin etabliert, Heimkehr beinahe ausgeschlossen. »Er hat sein Französisch fast vergessen«, spottet seine Schwester Sabine liebevoll. Sie ist die Einzige, die sich nicht von Corte trennen wollte. Die jüngere Generation sei achtsamer geworden, meint sie. Sie träumt sich aus Bastia, Calvi oder Ajaccio aufs Land und in die Natur zurück. Man kauft sich Häuser in den Bergnestern: ein Wochenendsitz. Ein Aufbruch – oder bloße Sentimentalität?

In Fiuminale Sottano aber setzte man Zeichen. Seit den achtziger Jahren sind die Häuser aufgegeben. Der gut zweistündige Weg durch die Kastanienwälder ist nicht befahrbar. Die Abgeschlossenheit hat den Hirten Jean-André nicht gestört, als er dort ein Haus erwarb. Gemeinsam mit ein paar Freunden erkundete er das Dorf. Die Kapelle lag unter einem Maulbeerbaum begraben, der Turm reckte sich windschief in die Höhe. Plötzlich entstand ein Plan: Und wenn man nun Hand anlegen und das Gemäuer aufspüren, Stein für Stein ab- und neu zusammenbauen würde? Jede freie Minute haben die Männer an ihrem Projekt

gearbeitet, der Hirte, ein Einsiedler, ein pensionierter Gendarm und ein Kraftfahrer. Eine Freundschaft, die Früchte trägt. Es ist gelungen, die Chapelle San Ghjiseppu zu renovieren. Die Glocke im Turm ist weithin hörbar.

Joseph Orsolini schätzt Initiativen wie diese und gibt sich trotzdem skeptisch. Solange in solchen Orten kein Alltag existiert, bleiben sie unbelebt. Dann wird die Kirche zum Museum, das man bestaunt. Hat er noch Hoffnung, dass sich das Schicksal der Castagniccia wendet? Einen Funken zumindest. Er glaubt nicht, dass die Weltwirtschaftskrise wirklich ausgestanden ist. Und wenn es noch schlimmer wird, wie er befürchtet, könnte es sein, dass sich eine Reihe von Korsen, die im übrigen Europa Karriere gemacht haben, ihrer Wurzeln besinnen und in die Heimat zurückkehren. Korsika hat Wasser, Holz und fruchtbaren Boden, dazu das Meer. Darauf ließe sich setzen in Zeiten der Krise, so Joseph Orsolini. Seine Zeichnungen schulen den Blick für das Ursprüngliche, Elementare und die darin verborgene betörende Schönheit der Details. Die scheinbar zufällige und doch formvollendete Anordnung der Mauerblöcke, die verwitterten Inschriften über den Portalen, das verrostete Türschloss mit subtilen Gravuren, die Nische mit den Überresten eines Heiligenbilds: korsische Überlebens-Kunst.

»*Il depend de celui qui passe que je sois tombe ou trésor, que je parle ou me taise*«, heißt es bei Paul Valéry: »Es liegt an jenem, der vorbeikommt, ob ich Grab bin oder Schatz, ob ich spreche oder schweige.« Noch hört man die korsischen Dörfer reden. Ihnen noch genauer zuzuhören, gilt es zu lernen.

# Zwischen den Häusern ist Blut

## *Von Leidenschaft, »vendetta« und geachteten Banditen*

»Wer bei uns zu Lande einen Feind hat, dem bleibt nur die Wahl zwischen den drei S: *schiopetto, stiletto, strada*.« Flinte, Dolch oder Flucht. So einfach funktionierte die korsische Gerichtsbarkeit. Und so erfuhr sie auch der französische Jurist und Beamte Prosper Mérimée, als er sich im August 1839 anschickte, im Namen von König Louis Philippe I. die kaum bekannten korsischen Kunstwerke aufzuspüren und zu katalogisieren. Als oberster Denkmalpfleger des Reiches erwartete er keine besonderen künstlerischen Höhenflüge. Entsprechend reserviert gestalteten sich seine Rapporte und Dossiers. Doch was er im Zuge seiner Inspektionen durch Dorfkirchen und muffige Festungsbauten sonst noch entdeckte, ließ den Dichter in ihm aufhorchen: In Korsika, so beobachtete er, ließ sich ein Rechtssystem studieren, das das Zeug zum Drama hatte.

Mérimée griff zu. Er schnappte sich eine der Schauergeschichten, die er *en passant* aufgelesen hatte, und verpackte sie in eine Novelle, nicht ahnend, dass er damit ein Meisterwerk schaffen und sich so seinen Nachruhm sichern würde. »Es befand sich [...] Blut zwischen den Häusern«, berichtete er in seiner »Colomba«, die der korsischen *vendetta* die große Bühne der Literatur eröffnete. *Schiopetto, stiletto, strada*: Das Stück erzählt von Mord und Totschlag zwischen verfeindeten Familien, von Verrat und Rache und von unbeugsamen Männern und Frauen, die sich hitzig in den Kampf werfen, um Vergeltung zu üben für Verbrechen gegen Würde und Ehrgefühl.

Ein Panorama explosiver Emotionen, deren wirkliche Ursachen kaum mehr zu orten sind. Häufig geht es um Streitsachen, die so lange zurückliegen, dass sich niemand an deren Auslöser erinnert. Die daraus resultierenden Animositäten aber überdauern die Generationen. So etwa im Fall der Familien della Rebbia und Barricini, den Prosper Mérimée in seiner Novelle schildert: etwas boshaft und mit leichter Ironie und jener Kenntnis der korsischen Fehdekultur, die er bei seinen Recherchen neugierig-amüsiert und mit dem durchdringenden Blick des Juristen seziert hatte, um sie dann am Schreibtisch in einen dramatischen Plot zu verwandeln. Irgendwann nach 1500 muss es passiert sein, liest man in »Colomba«: Damals soll im Dörfchen Pietranera ein della Rebbia eine Barricini unerlaubt verführt und daraufhin von einem Verwandten des solcherart gekränkten Fräuleins erdolcht worden sein. Diesem Attentat folgte bitterer Groll zwischen den Clans, der sich von Vater zu Sohn und von Enkel zu Urenkel fortsetzte, mit allen Mystifikationen, die in derlei Erbschaften schlummern. Bis Groll und Grimm schließlich im 19. Jahrhundert

angekommen sind.

Der Konflikt schwelt noch, als die beiden ältesten Söhne der gegnerischen Familien am Festland aufeinandertreffen und sich dort, auf neutralem Terrain sozusagen, verbünden, um ihre korsische Heimat gegen Angriffe von außen zu verteidigen. Die ewige Freundschaft, bei eben jener Gelegenheit beschworen und per Handschlag besiegelt, endet sogleich, als sich die solcherart befriedeten Männer in Pietranera wiederbegegnen. Sofort verstricken sie sich in allerlei Scharmützel. Sie bekriegen sich bis zu ihrem Tod, und auch ihre Nachkommen finden kein friedliches Miteinander. Als Ghilfuccio della Rebbia von einem Barricini feige, weil hinterrücks umgebracht wird, ist es an dessen Sohn Orso, den Mord zu rächen. Dieser dient zu jenem Zeitpunkt in Frankreich und drückt sich vor seiner Pflicht: Er hat sich zu sehr von Korsika entfremdet, als dass er sich einem ihm derart antiquiert erscheinenden Volksrecht beugen würde. Bei dieser Entscheidung hat er freilich nicht mit seiner Schwester Colomba gerechnet: Sie ist unerschrocken und mitleidslos und von ungebändigtem Zorn auf die Barricini beseelt. Sie hat das blutbefleckte Hemd und die zwei Kugeln, die den Vater getötet hatten, als Reliquien an sich genommen. Noch an seinem Totenbett kündigt sie in einem *vocero*, dem korsischen Klagegesang, einen Vergeltungsschlag durch ihren in der Ferne weilenden Bruder an.

*... Hängt das Ehrenkreuz mir dorthin  
An die Wand, ganz nah am Bette,  
Dies in mancher Schlacht verdiente  
Kreuz an seinem roten Bande! [...]  
Ach mein Hemd ist noch viel röter! –  
Aufbewahrt dem fernen Sohne  
Seien Kreuz und blut'ges Hemde,  
Dass er, heimgekehrt, erblicke  
In dem Hemd die beiden Löcher,  
Und dass er zwei Löcher bohre  
In des Meuchelmörders Hemd!  
Ewig dürstet meine Rache  
Nach der Hand, die abgedrückt hat,  
Nach dem Herzen, das den Plan sann.*

Als Orso della Rebbia, inzwischen Familienoberhaupt, zwei Jahre nach dem Tod seines Vaters endlich nach Pietranera zurückkehrt, hat er dabei nichts anderes im Sinn, als seine Schwester angemessen zu verheiraten. Doch Colomba widersetzt sich. »Zwischen uns und den Barricini ist Blut«, hört man sie sagen. Mit einem Satz wie diesem ist der Ton der Novelle festgeschrieben: Das Drama nimmt seinen Lauf.

Mit Pietranera hat Prosper Mérimée ein imaginäres Dorf gezeichnet. Es liegt irgendwo im Sartenais, im Schatten von Massiven wie Monte San Petru oder Punta di Serradu. Sartène, die größte Ansiedlung der Region, gilt bis heute als die vielleicht typischste Stadt Korsikas: